



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Victor Aimé Huber

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wie aber soll festgestellt werden, welche Ortschaften auszuwählen sind? Ganz einfach: durch Ausarbeitung der Dorfbilanzen.

Sehr leicht ließe sich das mit der nächsten Volkszählung verbinden. Es könnte aber auch zu beliebiger andrer Zeit geschehen. Der Landrat, der ein Interesse hat, die Bilanzen der Ortschaften seines Kreises kennen zu lernen, brauchte bloß nach der von uns besprochenen Dorfbilanz einen Fragebogen durch die Bürgermeister, Amtmänner oder Ortsvorsteher ausfüllen zu lassen. Die Ergebnisse übersichtlich zusammenzustellen, dazu würden die Kreisbeamten für das Rechnungswesen ausreichen. Das Ergebnis würde auf manchen Landrat verblüffend wirken und ihm zweifellos eine wirksame Hilfe gewähren, wenn er ungewöhnliche Zuschüsse von Staat oder Provinz zu begründen hätte. In den meisten Fällen weiß er zwar heute schon, welche Gemeinden wohlhabend, welche arm sind; wie arm aber manche Ortschaften sind, darüber würden ihm erst die Dorfbilanzen die Augen öffnen.



## Victor Aimé Huber



reimal ist es dem Verfasser des nachstehenden Aufsatzes im abgelaufenen Jahre begegnet, daß er in einem Verstorbenen sich selber oder wenigstens sein politisches Selbst wiederfand. Die drei sind: Justus Möser, Lothar Bucher und B. A. Huber. Von den ersten beiden hatte er vor 1894 gar nichts, vom letzten nur die Skizzen aus Spanien und zu einer Zeit, wo seine politischen und sozialpolitischen Ansichten schon feststanden, zwei Bändchen Reisebriefe gelesen. Es ist nicht überflüssig, diese persönliche Erfahrung hier mitzuteilen. Unfre Auffassung ist hie und da als schrullenhaft oder phantastisch verschrieen worden; demgegenüber ist es nützlich, daran zu erinnern, daß sie einer breiten Unterströmung entspringt, die sehr bedeutende Vertreter hat. Die drei genannten wird man nicht einfach ins Narrenhaus verweisen können.

Der Geheime Oberregierungsrat Freiherr von Broich hat in dem engen Kreise der Verehrer Hubers den Gedanken angeregt, die in den zerstreuten und selten gewordenen Schriften des großen Menschenfreundes ruhenden Schätze dem gebildeten Publikum wieder zugänglich zu machen, und Dr. Karl Munding hat den Plan ausgeführt. Das Ergebnis ist ein sehr stattliches Buch (CXVIII und 1204 Seiten): B. A. Hubers ausgewählte Schriften über Sozialreform und Genossenschaftswesen. In freier Bearbeitung herausgegeben

von Dr. R. Munding. Mit drei Bildern Hubers (Berlin, Aktiengesellschaft Pionier). Gewidmet ist das Buch der Gräfin Viktorine Butler-Haimhausen, „der treuen Freundin und Mitarbeiterin Hubers, der hochherzigen Förderin dieses Werkes.“

Der Titel ist zu eng, da glücklicherweise auch viel politisches, litterarisches, historisches aufgenommen worden ist. Munding hat die Schriften nicht einfach abgedruckt, sondern das minder wichtige und Wiederholungen gestrichen, das für den Abdruck ausgewählte Material aber zu Kapiteln verarbeitet. In jedem Kapitel sind die denselben Gegenstand behandelnden Stücke aus verschiedenen Schriften mosaikartig zusammengefügt, und zwar so geschickt, daß jedes ein wohlgefügtes Ganze bildet. Ziffern am Rande, die auf das vorangestellte Schriftenverzeichnis verweisen, machen die Auffindung in dem Originalwerke leicht. Einige kleinere Sachen sind vollständig aufgenommen worden. Der ganze Stoff ist in die drei Teile gegliedert: 1. Umriffe der sozialpolitischen Auffassung Hubers und historisch-politische Schriften. 2. Zur Geschichte und Kritik der sozialen Bewegung. 3. Das genossenschaftliche Reformwerk. Vorausgeschickt ist eine ausführliche Biographie, die zwar der größern von Elvers den Stoff entlehnt, aber den Charakter Hubers und sein Reformwerk nach der Auffassung darstellt, die Munding aus den Schriften gewonnen hat.

Politiker und Sozialpolitiker werden das Werk selbst zur Hand nehmen müssen. Wir wollen es daher hier nicht plündern, sondern nur soviel aus ihm entnehmen, als nötig ist, unsre Stellung zu Hubers Politik und Sozialpolitik klar zu machen. Zunächst einiges über seine Persönlichkeit.

Huber gehörte zu den Glücklichen, denen ein reiches geistiges Erbe zufällt; daraus erklärt sich der Reichtum seines eignen Gemüths, das die entgegengesetztesten Vorzüge vereinigte. Sein Großvater, Baier von Geburt, Franzose und freigeistiger Kosmopolit durch langen Aufenthalt in Frankreich, zuletzt Professor in Leipzig, wird von Goethe (Wahrheit und Dichtung, 8. Buch) mit Anerkennung erwähnt. Sein Vater (gestorben 1804), ein Freund Körners und Schillers, war ebenfalls Freigeist, seine Mutter, die der Vater als Georg Forsters Witwe heiratete, eine Tochter des Göttinger Professors Heyne, war gleich ihrem Vater religiös, ohne sich an konfessionelle Formen zu binden. Wilhelm von Humboldt nennt sie eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit; ihre Briefe enthalten Schätze von Weisheit. Aus zweien wollen wir ein paar Sätze anführen, weil sie die Richtung andeuten, in der sich unter ihrem Einfluß Hubers Charakter entwickelt hat. 1811 schrieb sie, einen Besuch ankündigend, dem elfjährigen nach Hofwyl — dort, in Fellenbergs Anstalt, wurde er erzogen —: „Ich bringe viel Geld mit, deine Pension zu bezahlen. Wenn du bedenkst, teures Kind, wie manchen Armen das Geld nützen könnte, wie viel ich sorgen muß, um es zu sammeln, so wirst du fühlen, wie kostbar deine Zeit ist. Du mußt in ihr Mittel finden, einst jedem Armen und Be-

dürftigen wiederzugeben, was ich ihnen entziehe, um dich so gut erziehen zu lassen, und mir in meinem nahenden Alter die Sorgen zu ersparen, die ich jetzt auf mich nehme." Und im Jahre 1816 schreibt sie: „Mir thut das Herz weh, wenn ich wahrnehme, auf welche elenden Faschingspoffen sich das Deutschtum unsrer Jünglinge beschränkt. Schimpfen, renommiren, altdeutsche Köcke, schlechte Verse, Verachten aller bestehenden Form und geschmackloses Nachjagen nach neuen Abzeichen. Doch Zucht, Nüchternheit, Fleiß, Andacht bleibt ihnen fremd. Du liebst dein Vaterland, und diese Liebe kann ich dir nicht genug empfehlen. Aber sie sei des hohen Begriffs würdig, der mit diesem Worte verbunden ist. Strebe du, der edlere Mensch zu sein, dann bist du der bessere Deutsche. Aber bekämpfe die Sucht der Schwächlinge, die in Geschrei und Mummerei ihr Deutschtum beweisen.“ Einen längern Brief aus dem Jahre 1814 über die beste Art und Weise, den 18. Oktober würdig zu feiern, mag man in dem Buche selbst mit Andacht lesen.

Der Geschmack der Mutter wurde ganz fein eigner; als er einmal einen Kommerz mitgemacht hatte, sagte er: Einmal und nie wieder! Diese Abneigung gegen das Treiben der deutschen Studenten entsprang nicht etwa aus Philistrität; denn niemand ist weniger Philister gewesen als Huber; er fühlte sich als junger Mann unter den Pariser Litteraten, unter den spanischen Liberalen in seinem Element, führte in Spanien ein wahres Zigeunerleben und rechnete, ganz Kraft und Frische, trotz tiefem Ernste doch fröhlich zu sein und andre froh zu machen unter seine Lebensaufgaben. Aber was nicht echt und nicht wahrhaftig war und keinen gediegnen Inhalt hatte, konnte er nicht leiden. Der angedeuteten Richtung zufolge fühlte er sich der ganzen Menschheit verpflichtet, der er in seinem Volke, und zwar vorzugsweise in den Armen seines Volkes, zeitlebens gedient hat. Mit langer und enger Bindung an eine Berufsstellung vertrug sich seine Art von Thätigkeit nicht; als vereinsamer Privatmann ist er 1869 in Wernigerode gestorben.

Eine so feste und geschlossene Persönlichkeit ändert niemals ihr Wesen, sondern nur mit wachsender Erkenntnis der Dinge ihre Ansichten. Hubers Ansichten änderten sich besonders in zwei Stücken: aus einem Liberalen wurde er ein strenger Monarchist, und von der Gefühlsreligion schritt er zur dogmatischen fort. Aber der Sache der Volksfreiheit ist er niemals untreu geworden; im Gegenteil: unter einem unumschränkten Monarchen fand er sie besser gewahrt als unter der Herrschaft der „Liberalen,“ die den schönen Namen der Freiheit zur Unterdrückung der übrigen zu mißbrauchen pflegen; und engherzig konfessionell ist er nie geworden. Nichts haßte er mehr als religiösen und moralischen Pharisäismus; er sagte einmal geradezu: „Ich kann die edeln Menschen von Profession nicht leiden, so wenig wie die Tugendhaften.“ Er wird also auch im spätern Leben nicht zurückgenommen haben, was er als junger Mann über die neuromantische Poesie in Frankreich schrieb. Er nahm

sie in Schutz gegen den Vorwurf eines unsittlichen Naturalismus, der ihr von deutschen Tugendholden nachgesagt wurde. Erstens, sagte er, sei dieser Vorwurf zum großen Teil unbegründet; das Häßliche, Entsetzliche und Lasterhafte nehme bei diesen Dichtern keinen unverhältnismäßig breiten Raum ein. Sodann aber sei es keineswegs Pflicht der Poesie, diese Dinge zu meiden; im Gegenteil sei eine Dichtung, die die Wirklichkeit darstelle, weil wahrhaft, darum auch christlicher als der Klassizismus, der uns eine gar nicht vorhandne sogenannte Idealwelt vortäusche. „Das Geschrei gegen gräßliche oder sogenannte unsittliche Gegenstände rührt zum Teil von der sehr weit verbreiteten ungläubigen Weichlichkeit solcher glücklichen Sterblichen her, die ihre Erfahrungen auf ihr eignes persönliches Schicksal und das ihrer Verwandten und Freunde beschränken und, so lange es darin leidlich gut geht, ohne absonderliche lärmende Sünden und ohne tiefgreifendes Unglück sich und andern weis zu machen suchen, es gebe eigentlich keine erhebliche Sünde und kein Unglück in der Welt, und das Leben lasse sich ohne große Mühe und mystische Veranstellung recht angenehm tragen und verstehen. Zeigt ihnen nun ein Dichter die tiefen Abgründe der Sünde und des Elends, so sträuben sie sich mit Händen und Füßen dagegen und schreien über Mißbrauch der Phantasie oder unsittliche unpoetische Wahl des Stoffes, während doch die Unfähigkeit der sittlichen und poetischen Auffassung nur auf ihrer Seite ist. Uns scheint es ganz gut und heilsam, daß ihnen wenigstens auf diese Weise die Erkenntnis aufgezwungen werde, daß das Leben nicht so leicht und lieblich und klar ist, wie sie meinen.“ In derselben Schrift rügt er den Pharisäismus, mit dem jedes Volk seine eignen politischen Unthaten beschönige, an die der andern Völker aber den Maßstab der strengsten Moral anlege, und die Thorheit der Liberalen und der Reaktionsäre, einander gegenseitig ihre Sünden vorzuwerfen und über das sittliche Niveau des vor- und des nachrevolutionären Paris zu streiten. Die Revolution sei einerseits eine Reaktion gegen die Laster der vornehmen Gesellschaft gewesen, andererseits selbst sittlichen Verirrungen verfallen. Die Masse der Sündhaftigkeit sei wahrscheinlich vor, in und nach der Revolution dieselbe geblieben, nur die Verteilung und die Erscheinungsformen hätten gewechselt.

Wir kommen nun auf Hubers politische Grundansichten. Sein Ideal einer Staatsverfassung ist, um es kurz auszudrücken, das Friedrich Wilhelms IV. und ist unter dem Einflusse dieses Königs, zu dem er in persönliche Beziehungen trat, zu stande gekommen. Zwischen dem Monarchen und seinem Volke besteht eine heilige und innige Lebensgemeinschaft, die an der Ehe ein leichtfaßliches Abbild hat. Kein Blatt Papier darf zwischen die beiden Verbundnen treten; durch den Eid auf die Verfassung würde der Monarch nur die Revolution anerkennen, die immer Sünde ist und immer Unrecht hat. Weder historisch gewordne Stände noch eine willkürlich vereinbarte Konstitution dürfen seine Entschließungen beschränken; die Volksvertretung darf nur eine beratende

Versammlung sein und darf vor allem nicht das Recht der Budgetbewilligung haben. Das Verhältnis zwischen Fürst und Volk findet sein Vorbild in der Ehe: es mag unzählige Pantoffelhelden geben; das entspricht nicht dem Begriff der Ehe, aber hebt ihn auch nicht auf; wird dagegen das Weib dem Manne durch das Gesetz gleichgestellt und das biblische „Er soll dein Herr sein“ förmlich aufgehoben, so ist damit das Wesen der christlichen Ehe zerstört. Auch die Aristokratie darf kein besondrer Stand sein, darf dem Monarchen gegenüber keine Vorrechte beanspruchen; sie soll das potenzierte Volk sein, dessen edelste Charaktereigenschaften im höchsten Grade zeigen, ihm in allem Guten vorangehen und dazu behilflich sein. Den Konstitutionalismus verfolgt Huber mit unverföhllicher Feindschaft; er sieht in diesem System nichts andres als eine Republik, die sich den Schein der Monarchie anlügt, und die Herrschaft von Interessengruppen, die anstatt das Volk zu vertreten, es nur unterdrücken, solange sie aber noch mit dem Monarchen um die Herrschaft ringen, diesen zu Unterdrückungsmaßregeln und Freiheitsbeschränkungen nötigen.

Hubers Ideal ist auch das unsre, mit zwei Einschränkungen. Erstens fällt es uns nicht ein, wie es Huber seinerzeit that, das Ideal verwirklichen zu wollen. Wir gebrauchen es nur als Maßstab für die Kritik der bestehenden Verfassung; wir zeigen daran nur von Zeit zu Zeit, wie weit sich diese von ihrem vernünftigen Zweck entfernt, indem die Volksvertretung bald gar keine wirkliche Volksvertretung ist, bald heilsamen Entschließungen des Monarchen im Wege steht, ohne die Volksfreiheit wirksam zu schützen, die viel besser gewahrt sein würde, wenn, wie Huber will, zwar der Monarch in seinem Gebiete unumschränkt, dieses aber enger begrenzt wäre, als es jetzt ist, indem die kleinen Gesellschaftskreise, die sich selbst verwaltenden Gemeinden und Korporationen, vor ungehöriger Einmischung der Staatsbeamten sicher sein würden. Huber mußte zu seinem Schmerz selbst sehr bald die Erfahrung machen, daß zur Verwirklichung seines Ideals nicht weniger als alles fehlte; weder den König fand er, den er brauchte, noch das Volk, und statt der Aristokratie ein Junkertum, das, wie er öfter klagt, die Monarchie beim Volke verhaßt machte. Seine Bemühungen um die Begründung einer wahrhaft konservativen Partei in Preußen waren die reine Donquixoterie, womit wir keinen Tadel aussprechen wollen; die Grenzen, innerhalb deren ein Ideal verwirklicht werden kann, wollen eben erfahren sein, und es ist keine Schande für einen edeln Mann, wenn er sich bei seinen Versuchen den Kopf einrennt, ehe er die Grenzen gefunden hat. Unsrer heutigen Freisinnigen können das preußische Junkertum nicht schonungslos beurteilen, als es Huber, der Prophet eines konservativen Evangeliums, gethan hat; der Kreuzzeitung und dem Reichsboten empfehlen wir namentlich die Anmerkung auf Seite 358 als gerade in diesem Augenblick höchst zeitgemäßen Meditationsstoff.

Das zweite, worin wir Huber nicht beistimmen, ist seine mystische Auffassung

der Monarchie und die unbedingte Verurteilung der Revolution als Sünde. Ein ideales Verhältnis zwischen Monarch und Volk ist etwas so seltenes, daß man es unmöglich als den politischen Normalzustand bezeichnen kann. Auf das neue deutsche Reich paßt zudem das Gleichnis von der Ehe gar nicht; die Frau hätte ja da beinahe zwei Duzend Männer, wenn wir die Reichsfürsten nicht als Luft behandeln wollen, was wieder nicht verfassungsgemäß wäre. Sodann sind alle Monarchien Europas selbst mehr oder weniger ein Produkt von Revolutionen; in Deutschland haben, wenn wir von den städtischen und den Bauernrevolutionen früherer Zeiten absehen wollen, die Kriege der Territorialfürsten unter einander und mit dem Kaiser die Stelle der Revolutionen vertreten; der erste Abschnitt des dreißigjährigen Krieges bestand sogar aus einer Reihe wirklicher Revolutionen. Gewiß wäre es zu wünschen, daß einmal die Evolution an die Stelle der Revolution träte, und das würde geschehen, wenn die Lebensbedingungen jedes Volks mit gleicher Klarheit von ihm selbst wie von seiner Regierung durchschaut würden und beide sich den aus dieser Erkenntnis folgenden Notwendigkeiten ohne Widerstreben fügten. Bis jetzt aber ist das Notwendige meist durch eine Revolution oder aus Furcht vor einer drohenden Revolution geschehen, und der endgiltige Verzicht eines Volkes auf gewaltthätige Selbsthilfe im Notfall das Ende seines Kulturlebens gewesen. Was aber notwendig und unentbehrlich ist, kann nicht an sich, sondern nur unter Umständen Sünde sein. Endlich steht der Verwirklichung unsers Ideals die ungeheure Schwierigkeit im Wege, daß sich Monarchen, die eine solche persönliche Verantwortung auf sich nehmen, wie sie innerhalb der Kulturwelt oder vielmehr an deren Grenzen nur noch der russische Kaiser als eine nicht leicht abzuschüttelnde furchtbare Last trägt, kaum noch finden werden.

Bleibt also unsre Übereinstimmung mit Huber in diesem Punkte der Hauptsache nach auf die Kritik der Schwächen des Konstitutionalismus und auf die Würdigung der Selbstverwaltung im Sinne Möfers und Buchers beschränkt, so erkennen wir dagegen das Ziel an, das er dem deutschen Volke für seine äußere Politik steckt, natürlich mit der Einschränkung, daß seine Erstrebung auf den Wegen, die vor 1866 vielleicht noch offen standen, seitdem nicht mehr möglich ist, daß daher die Diplomatie andre zu eröffnen hat. Die Vernünftigkeit und Unabweisbarkeit dieses Zieles wird auch dem Widerstrebenden einleuchten, wenn er in den englischen Reisebriefen die Abschnitte liest, in denen die Bedingungen der Weltstellung Englands erörtert werden. Um die wirklichen Machtverhältnisse der Staaten kennen zu lernen, heißt es da u. a., müsse man nicht bloß Zahlen vergleichen, sondern sich vor allem von dem Vorurteil losmachen, als ob eine Quadratmeile, eine Meile Küstenstrecke oder Stromlauf, ein Hafen, eine Neede, eine Seele in allen Kulturstaaten ungefähr dieselbe Bedeutung hätten. England sei ins achtzehnte Jahrhundert nur mit einem halb so großen Betriebskapital an Land und Leuten

eingetreten wie Frankreich, und jetzt (d. h. 1855) betrage das englische Kapital (in diesem Sinne) das fünffache des französischen. Sowohl das englische Land wie das englische Volk sei eben von Haus aus mehr wert als das französische. (Nicht der edelste und höchste, sondern nur der für die Machtentfaltung vorteilhafteste Nationalcharakter ist nach Huber der englische; die Schattenseiten der englischen Moral, Politik und Gesellschaft hebt er in anderm Zusammenhange sehr kräftig und ganz so, wie wir selbst es mitunter thun, hervor.) Die Tüchtigkeit des Volks ist aber wiederum zum Teil wenigstens ein Produkt der Beschaffenheit seines Wohnorts. Je mehr sich ein Land der Inselnatur nähert, desto vorteilhafter ist es für die Machtentfaltung seiner Bewohner; die Inselnatur verbindet „die beiden Gegensätze, in denen die Grundbedingung aller Entwicklung nach außen liegt: möglichste Abgeschlossenheit, Sicherheit, Konzentrität, und möglichste Beweglichkeit, Zugänglichkeit, Expansion, Exzentrität.“ England erfreut sich aber des zweiten Vorteils sogar bis in sein Inneres hinein, dank seinen herrlichen Strömen, die für den Verkehr weit mehr wert sind als die meisten doppelt bis zehnmal so langen Ströme des europäischen Festlandes. Huber führt die Verherrlichung Englands in Shakespeares Richard II. an (2. Akt 1. Szene: *This royal throne of kings etc.*) und fährt dann fort: „Wie merkwürdig wird jenes Dichterwort aus dem sechzehnten Jahrhundert in achtzehnten und gerade an der Schwelle der entscheidenden Periode der vollen Verwertung jenes geographischen Pfundes durch jenes: *Rule Britannia, rule the waves* aufgenommen! Sa, daß dies das einzige, wirkliche politische Nationallied ist, das es giebt, daß kein andres Volk einen politisch-nationalen Hymnus hat, in den jeder Volksgenosse mit voller Brust ohne allen Rückhalt und Gegensatz der Partei u. s. w. einstimmen kann, weil er den natürlich welthistorischen Beruf des Volkes und des Landes ausdrückt, auch das ist charakteristisch für die Bedeutung dieser geographischen Prädestination in der Inselnatur.“ Wer dächte dabei gerade jetzt nicht auch an Japan! Nur durch eine ganz unverhältnismäßige Ausdehnung des unmittelbaren Staatsgebiets, sagt Huber ganz richtig, könne der Mangel der Vorteile der Inselnatur ausgeglichen werden. Deswegen fordert er für Deutschland die Expansion, und zwar auf dem einzigen offenstehenden Wege: nach Südosten; die Länder der Türkei, sagt er geradezu einmal, gehören uns. Und schon deswegen ist ihm, ganz abgesehen von allem andern, die Lösung der deutschen Frage mit Ausschluß Österreichs, des natürlichen Betts für den Strom unsrer kolonialisatorischen Auswanderung, ein Unding. Die Lösung von 1866 war ein Schlag für ihn, von dem er sich auch körperlich nicht mehr erholte, und das Berlinertum, das er nie hatte leiden können, war ihm nun doppelt zuwider. Gewiß aber, schreibt Munding, würde er jene Lösung „als ein notwendiges Übel hingenommen haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, ihre in den Ereignissen von 1870/71 gipfelnden Konsequenzen zu er-

leben. Und forderte er nach dem Kriege für Deutschösterreich die »Festhaltung und Stärkung des geistigen und sittlichen Nexus mit Deutschland, d. h. mit dem idealen Deutschland, das allein uns geblieben,« so würde ihn die neueste, konsequent in dieser Richtung und darüber hinaus fortschreitende Politik sicher mit Befriedigung erfüllt haben. Auch der großdeutsche Gedanke ist keineswegs im Strom der Vergessenheit versunken. Er schläft nur, und das nächste weltgeschichtliche Geräusch kann ihn aus dem Schlummer wecken. Vielleicht ist es die soziale Frage, die in ihrer unabsehbaren Entwicklung noch einmal die deutsche Frage aufrollen wird.“

Wenn Huber vom Volke redete, so dachte er weder an das „gemeine“ Volk, noch meinte er einen beliebigen Menschenhaufen, der etwa nur durch die gleiche Sprache und die Zwangsgewalt eines Staates zusammengehalten wird, sondern hatte stets jene großen an ihrem sichtbaren Charakter äußerlich kenntlichen Persönlichkeiten vor Augen, an deren Zerstörung die Bürokratie, der Mammonismus und der Industrialismus, der Weltverkehr und die Mode, einander ergänzend, um die Wette arbeiten. Ungebrochen und unverhunzt war ihm der Volkscharakter in Spanien, zwar verdorben, aber noch kenntlich in Schottland entgegengetreten, und auch in Mecklenburg fand er noch Winkel, die, vom modernen Verkehr und Staatswesen unberührt, altväterischen Sitten in eigener Gemeindeverfassung nachlebten. Am innigsten liebte er das spanische Volk und wünschte dem deutschen, daß eine Reaktion den deutschen Volkscharakter wieder herstelle, wie die des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts den bedrohten spanischen wieder hergestellt habe.

Es muß spaßhaft gewesen sein, die Gesichter zu sehen, die ohne Zweifel die Mitglieder des Evangelischen Vereins in Berlin gemacht haben, als ihnen Huber (es war im Winter 1851/52) in einem glänzenden Vortrage die Inquisition anpries. Sie werden geglaubt haben, er schnappe über. Das war aber durchaus nicht der Fall. Wir haben selbst schon einmal, ohne Spanien so genau zu kennen wie Huber, hervorgehoben, daß zwischen der spanischen Inquisition und z. B. der Protestantenausrottung in Österreich ein himmelweiter Unterschied bestehe, indem jene, weit entfernt davon, gegen das spanische Volk gerichtet gewesen zu sein, aus dessen Geist und Willen hervorging. Lassen wir diesmal den sachkundigern Huber reden: „Das christliche Spanien hatte sich in dem siegreichen Kampfe gegen das mohammedanische Spanien vor den auflösenden, zerrüttenden Wirkungen dieser Berührung nicht zu bewahren vermocht. Es stand in der größten Gefahr, auf dem endlich erkämpften und befreiten Boden an den Wirkungen dieses Gifts zu Grunde zu gehen, oder einer Zukunft entgegenzusehen, die gerade die größten Kraftanstrengungen als unerläßliche Bedingung der Rettung forderte, einer Zukunft, die von Afrika her mit neuen Überschwemmungen des Islams, einem neuen blutigen Guadalete drohte. Die Reaktion mußte in demselben Maße gewaltsam sein. Sie ging

zunächst aus von der neugestärkten königlichen Macht. Wie bezeichnend ist aber nicht der Beiname *los Reyes católicos*, den das Volk als Ausdruck wahrer Popularität jenem Ferdinand, jener Isabel gab, an deren Namen sich jene Reaktion, aber auch die Schöpfung spanischer Macht und Herrlichkeit knüpft. Die große, rettende Kraft jenes reaktionären Königtums bestand größtenteils darin, daß es auf das konzentriert Einfache rekurrierte, was zuletzt dem Mannichfaltigen gegenüber unter sonst gleichen Umständen immer siegt. Die bunte, bewegliche, trügerische Kruste angeblich höherer Bildung und Stellung, wo Frivolität, Weichlichkeit, Selbstsucht, Dürre mit Geist, Wissen, Gaben mancher Art, Routine und gutem Willen im einzelnen in unbrauchbarem Gemisch für gewöhnliche Zeiten sich dem Fürsten als allein zu berücksichtigende Welt unterbreitet und aufdrängt, diese Scheinwelt durchbrachen sie mit starkem Fuß und stellten sich auf den einfachen festen Urfels des wahren unsophistizierten Volks. In Andalusien zumal hatte sich im fünfzehnten Jahrhundert ein Zustand von sittlicher, religiöser, sozialer und politischer Auflöfung gebildet, wie kaum irgend anderwärts zu irgend einer andern Zeit eine bedenklichere nachzuweisen [ist]; unter dem Einfluß aller Versuchungen der herrlichen Natur, des Klimas eine Emanzipation des Fleisches, eine chaotische, gährende Fäulnis in der Vermischung einer Masse schlechter Christen, schlechter Juden und schlechter Mohammedaner, und zwischen diesem in allem Schmutz, aller Zuversicht und Gewandtheit der damals modernsten Genußbildung sich spreizenden Wesen die halbtierische Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit des afrikanischen Blutes, durch Negerflaven bis ins innere Heiligtum der Familie getragen. Dies die sittliche Gefahr. Die politische Gefahr nach innen wird man begreifen, wenn man erwägt, daß es der Genuß und Vorteil der andalusischen Großen, der Guzmans u. s. w. war, in ihren weiten Territorien, auf ihren Burgen den Morisken und allen andern freien und emanzipierten Elementen Schutz und freien Raum zu gewähren. Die Gefahr nach außen, da bedurfte es nur eines Blickes nach der afrikanischen Küste. Daß unter diesen Umständen nur heroische Mittel retten konnten, liegt auf der Hand. Ein solches war die Inquisition; ob aber dies Rettungsmittel in äußerster Not ein zu kräftiges Mittel war, und um wieviel Grade es die richtige Mitte überschritt, das mögen die entscheiden, die selbst thatenlos und ohne erhebliches Mitleid bei der Not des Vaterlandes das allein giltige Maß für alle Not und alle Thaten der Rettung auf der Spitze ihrer Zunge oder Feder zu tragen meinen.“

Wir haben diese Stelle abgedruckt, weil sie, wie der Leser wohl schon gemerkt hat, ganz aktuell für uns Deutsche ist; sind es doch ähnliche Erwägungen, durch die sich die Idealen und Aufrichtigen unter den Antisemiten zu der Forderung einer Judenaustreibung bestimmen lassen. Aber wie es eine Donquixoterie war, wenn Huber das preußische Sunkertum zu einer deutschen Aristokratie in seinem Sinne umzuschaffen gedachte, so ist es eine

noch größere Donquixoterie, wenn ein Teil unsrer Deutschnationalen die Juden für die alleinige Ursache unsers Verderbens ansieht und das heroische Mittel einer Judentreibung nicht allein für angebracht, sondern auch für ausführbar hält. Was den ersten Punkt anlangt — würde denn durch die Ausrottung des Judentums der Mammonismus ausgerottet? Wuchert dieses Gewächs nicht ohne Zuthun der Juden in Nordamerika, Schottland, England, und hat nicht von da aus der Mammongeist in ganz Europa weit kräftigere Antriebe empfangen als von den Juden? Beruht nicht der ganze moderne mammonistische Gesellschaftsbau auf wirtschaftlichen Grundsätzen, die nicht von den polnischen Juden, sondern von den Engländern und Schotten aufgestellt worden sind? Der Mammonismus ist — leider — längst kein fremder Tropfen mehr im deutschen Blute. Für das spanische war er es damals und ist er es heute noch. Trotz aller von geldgierigen Konquistadoren verübten Greuel sind die Spanier im großen und ganzen kein erwerbslüchsiges Volk, sondern sehr genügsam; es soll noch heute dort Kaufleute geben, die nicht jedes Geschäft machen, wozu sich ihnen die Gelegenheit darbietet, weil sie, wie sie sagen, das dabei zu verdienende Geld nicht brauchen. Deshalb sind sie ja eben kein Industrievolk geworden. Man mag es sündhafte Faulheit oder dummen Stolz oder albernes Vorurteil nennen, daß sie so sind, aber sie sind so, und wir Deutschen, d. h. alle bei uns ausschlaggebenden Persönlichkeiten, sind schon seit langem anders, und darauf kommt es hier an.

Und was das andre, die Ausführbarkeit, betrifft, so müßten doch Regierung und Volk einig sein, wenn eine so ungewöhnliche Maßregel beschlossen werden sollte. Zu untersuchen, wie weit die Juden mit unsern Mächtigen verbunden und ihnen unentbehrlich sind, überlassen wir andern. Ein deutsches Volk aber in dem Sinne, wie das spanische eins ist, ein Volk, das einmütige Entschlüsse fassen oder Entschließungen der Regierung einmütig billigen könnte, giebt es leider nicht mehr oder noch nicht. Die Spanier sind noch heute unzweifelhaft, oder wie der heutige Gebildete sagt, fanatisch katholisch — Herr Fliedner weiß davon zu erzählen —, Deutschland ist zur Hälfte teils katholisch, teils atheistisch, und in der protestantischen Hälfte versteht keiner den andern. Der Spanier war damals und ist zum Teil noch heute, in seiner Heimat wenigstens, von den Menschen andrer Nationalität leicht zu unterscheiden, desgleichen alles Spanische in Denkungsart, Sitte und Kunst. Woran erkennt man aber den heutigen Deutschen, außer etwa an dem ungezogenen Rauchen und dem übermäßigen Biertrinken? Was nützt es uns, daß unsre Deutschnationalen fortwährend versichern, sie wären deutschnational, wenn sie weder Sitten, noch Thaten, noch Werke aufzuweisen haben, denen ein unzweifelhaft deutscher Charakter aufgeprägt ist? Den Bildern der großen spanischen Maler sieht man meistens auf den ersten Blick an, daß sie spanisch sind; ist das bei unsern auch der Fall? Die alten spanischen Dramen sind

unverkennbar spanisch; sind unsre neuen ebenso unverkennbar deutsch? Huber meint mit Recht, die ungeheure Fruchtbarkeit der großen spanischen Dramatiker sei weder eine zufällige, noch eine gleichgiltige Erscheinung, sie enthülle die Kraft des Volksgeistes, der solche Blütenfülle trieb. Und daß es der Volksgeist selber war, der in und mit den Dichtern arbeitete, beweist der Umstand, daß das Schicksal auch der Werke eines Lope und Calderon von dem Beifall oder den urwüchsigem Mißfallensausbrüchen der Galerie abhing. Das Volk hatte seine eignen Sitten, seine eignen Vergnügungen, seine eigne Kunst, die Großen teilten seinen Geschmack, die Regierung schützte das Volk in dem Genuß seiner ungemischten nationalen Güter, und darum fühlte sich das Volk nicht bloß frei unter der Herrschaft der Inquisition, sondern es war wirklich frei; denn frei ist ein Volk, wenn es seiner Natur und seinem Geschmack nachleben kann. Unfrei hätte es sich gefühlt, wenn man ihm seine Kirchenfeste, seine Prozessionen, seine Tänze, seine Autos, die gesprochen wie die gebrannten, später seine Stiergefechte hätte nehmen wollen. Vor allem aber: die Spanier waren in dem Sinne ein Volk, und sie sind es einigermaßen auch heute noch, daß den Armen keine Klust vom Reichen trennt, daß der Bettler, der Droschkenfutscher und der Herzog auf gleichem Fuße mit einander verkehren. Bei uns versuche es der Fabrikarbeiter nur einmal, einen vornehmen Herrn um Cigarrenfeuer zu bitten oder ein familiäres Gespräch mit ihm anzuknüpfen! Es ist eine so schroffe Scheidung der Klassen eingetreten, daß viele Unternehmer und Großgrundbesitzer gar keinen Begriff mehr davon haben, wie ihre Arbeiter leben, und daß man durch allerlei sinnreiche Einrichtungen (Aufgang nur für Herrschaften u. s. w.) die Möglichkeit zufälliger Begegnungen zwischen Arm und Reich auf ein ganz geringes Maß einzuschränken weiß. Daß diese beiden Klassen, die einander fremd und feindlich gegenüberstehen, ein Volk bilden sollten, ist die sonderbarste aller Ideen. Wie weit die Bemühungen der Staatsregierungen, den zerstörten Volkskörper durch mechanisches Zusammenkleimen der Glieder im Heer und in Verwaltungsgebieten wieder herzustellen, Erfolg haben werden, bleibt abzuwarten. Was in Spanien den natürlichen Volkskörper so lange lebendig erhalten hat, war u. a. das Fehlen des Mammonsgelstes und der Kolonialbesitz. Die Gunst des Klimas, der Geschmack an natürlichen, wenig kostspieligen Vergnügungen, die einfache freie Sitte und die geringen Ansprüche, die der Reiche an die Arbeitskraft des Armen stellte, das Almosen, das dem Bedürftigen ohne Umstände und ohne Demütigung gereicht wurde, wirkten zusammen, dem Mittellosen das Leben so leicht zu machen, daß er weder seinen Trohsinn, noch das Ästhetische seiner Erscheinung, noch das Bewußtsein seiner Menschen- und Christenwürde, noch seinen Spanierstolz einbüßte; Reichtümer bezogen die, die nach solchen begehrten, aus den Kolonien, wo Menschen andern Stammes als Sklaven für sie arbeiteten. So blieb auch der ärmste Spanier ein Spanier,

und als spanische Brüder fühlen sich der Arme und der Reiche, wenn sie einander begegnen.

Und dieses, nicht die Judenschaft, ist der Punkt, auf den wir Deutschen heute unsre Aufmerksamkeit zu richten haben. Wollten wir durch eine neue Inquisition fremde Blutstropfen und Gedanken aus unserm Volkskörper austreiben, wir würden nicht viel Blut und viel Geist übrig behalten, und in der Zeit, wo selbst Spanien mehr und mehr der Zerstückung durch den modernen Geist anheimfällt, den unvermischten deutschen Volkscharakter herausdestilliren zu wollen, würde ein mehr als donquixotisches Unternehmen sein. Aber aus den entfremdeten Sklaven deutscher Abstammung wieder deutsche Volksgenossen machen zu wollen, das ist kein abenteuerlicher Gedanke, sondern eine Pflicht, von deren Erfüllung die Zukunft des deutschen Volkes abhängt. Ohne heroische Mittel wird auch diese Aufgabe nicht gelöst werden können; welche wir meinen, wissen unsre Leser.

(Schluß folgt)



## Eine Rechtfertigung der theologischen Wissenschaft



Es ist eine Eigentümlichkeit unsrer Evangelien, daß sie (abgesehen von Johannes, der einen ganz andern Charakter hat) zwar von dem Leben und dem Tode Jesu ein gut übereinstimmendes und sich ergänzendes Bild geben, dagegen über seine Geburt und seine Auferstehung so widerspruchsvolle Nachrichten bringen, daß eine Vereinigung unmöglich ist. Man hat daraus den Schluß gezogen, daß die Aufzeichnung der Worte und Thaten Jesu, die den Kern und den Hauptinhalt der Evangelien bilden, der ältesten Zeit angehöre; die Übereinstimmung des dreifachen Bildes scheint ein Zeichen seiner Treue zu sein. Die sogenannte Vorgeschichte aber und die Dinge, die nach der Grablegung spielen, könnten erst in späterer Zeit zum erstenmale niedergeschrieben worden sein, als sich ihrer bereits die ausschmückende Erzählung, die Legende, bemächtigt hatte und die Einheitlichkeit der Überlieferung verschwunden war. Was die Auferstehung betrifft, so wird es damit auch seine Richtigkeit haben, ja es spricht sogar verschiednes dafür, daß es früher innerhalb der Evangelien noch einen andern Auferstehungsbericht gegeben hat, der an Stelle des jetzigen unechten Schlusses von Markus 16, 9 bis 20 stand und die Vorgänge sehr abweichend von dem erzählte, was die übrigen Evangelisten berichten. Aus diesem Grunde ist der